

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

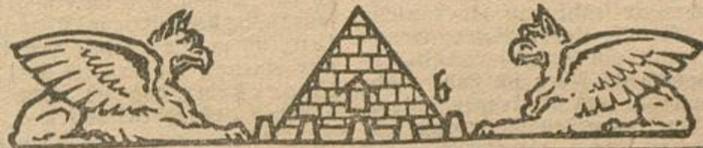
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

24.2.1929 (No. 8)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 8



24. Febr. 1929

Gustav Manz / Merkwürdiger Brief eines deutschen Dichters

Man hat im letzten Frühjahr wieder einmal des deutschen Dichters und Lebensreformers Emil Götts gedacht. Am 13. April waren zwei Jahrzehnte verfloßen, seitdem ihn der Erlöser Tod aus seinem Dasein qualvoller Körperlichkeit und stolz getragener seelischer Niederlagen erbarmungsvoll abholte. Am 13. Mai, als seinem Geburtstage, erfüllte die Stadt Freiburg eine Pflicht der Dankbarkeit, indem sie seine irdischen Ueberreste in ein Ehrengrab bettete. Diese äußeren Anlässe also werden den oder jenen dazu bestimmt haben, diesem „Studenten der Menschheit“ (wie er sich selber zu nennen pflegte) eine vorübergehende Aufmerksamkeit zu schenken.

In der Gruppe dieser Fernerstehenden lebt der alemannische Dichter weiter als ein Sonderling, der ein paar Dramen und eine beträchtliche Anzahl Aphorismen nebst einigen Tagebüchern unverblümler Art hinterlassen hat. Dem engeren Kreis seiner verständnisvollen Freunde und der leider immer noch kleinen Gemeinde seiner Kenner und Bewunderer bedeutet er mehr: sie wissen, daß das größte tragische Kunstwerk, welches Emil Götts geschaffen hat, sein eigenes früh zerbrochenes Leben war; sie wissen, daß in den Selbstbekenntnissen seiner Tagebücher seelische Prozesse niedergelegt sind, deren menschlicher Wert sie neben die Bekenntnisse eines Augustin oder Rousseau, neben die gedankenvollen oder leidenschaftlichen Selbstdarstellungen Hebbels und Nietzsches stellt; sie wissen endlich, daß Emil Götts, dieser selbstaufopfernde Kämpfer gegen sich selbst und für das Heil der anderen eines der merkwürdigsten „Kapitel in der Moralgeschichte der Menschheit“ bedeutet.

Wenn der Anschein nicht trügt, gewinnen wir allmählich den nötigen Abstand vom irdischen Dasein des von Katastrophe zu Katastrophe in den Abgrund des Todes gestürzten Menschen Emil Götts, um in das Wesentliche seiner irdischen Sendung einzudringen. Wenige Jahre nach seinem Tode schrieb schon Roman Woerner in der liebevollen Einleitung zu Götts „Gesammelten Werken“ (bei E. S. Beck, München) die schönen Worte: „Aus im Geiste des Dasein Uebersehenden verschwindet zuletzt das Gewühl des Kampfes. Alle Widerwärtigkeiten und Leiden erscheinen wie selbstgewollt, alle Niederlagen wie Siege: so mächtig wirkt der intelligible Charakter hervor in seinem unzerstörbaren Wesen und Willen.“

Nicht jedes Leben darf sich Leben nennen,
Nicht jedes Sterben kann Erfüllung heißen

spricht der Dichter des „Edelwildes“. Sein Sterben — so früh und jählings er hinweggerufen ward aus der Schaffenszeit —, es kann doch Erfüllung heißen: nicht des Werkes zwar, aber des Werküfers, der Persönlichkeit, die dahinging, vollendet in sich selbst. In erhöhtem Maße treffen diese vor mehr als anderthalb Jahrzehnten ausgesprochenen Sätze heute zu. Man beginnt zu begreifen, daß werbeständiger als seine in der Gefolgschaft Hebbels und Grillparzers stehenden Dramen und Lustspiele alles dasjenige ist, was er bekenntnismäßig über sich selbst ausgesprochen hat. Und wenn Götts einst über seine Tagebücher die Hoffnung laut werden ließ, sie könnten vielleicht für spätere Studenten des Lebens fruchtbar und rührend sein als Dokumente, gleichsam als „anthropographische Karten“, so gilt dies ganz zweifellos für das unverfälschte Lebensblut, welches hineingeströmt ist in seine zahlreichen Freundschaftsbriefe. Auch diese absonderlichen Episteln hat

Roman Woerner (bei E. S. Beck, München) herausgegeben; von verschiedenen Freunden wurde diese Ausgabe dann noch ergänzt, so auch von mir in dem Buche „Emil Götts, Briefe an einen Freund“ (in demselben Verlag). Diese Selbstbekenntnisse Götts sind innerhalb unseres Schrifttums wohl eine der eigenartigsten und eigenwertigsten Erscheinungen. Von Anfang bis zu Ende sprechen diese Briefe mit einer unerhörten Ausschließlichkeit nur von einem einzigen Ich: von dem Ichwesen Götts, das den verzweifelnden Kampf um sein höheres Selbst bittere Jahrzehnte lang austrägt.

Man darf wohl sagen, daß der mit 43 Jahren aus dem Leben Geschiedene von seinen Knabentagen beginnend einen 30jährigen Krieg gegen sich selbst geführt hat, dessen gehäufte Niederlagen in ihrer Verwüstung dem zu vergleichen sind, was das Schicksal unseres deutschen Volkes im Großen war, als einst nach dreißig Jahren der Selbstzerfleischung die Friedensglocken läuteten. Es gibt in der deutschen Literatur andere Beispiele von Ich-Briefen, in denen sich ein grandioses Selbstbewußtsein mit beispielloser motorischer Kraft Bahn bricht (man denke etwa an die großen Briefmonologe Richard Wagners), was aber den Göttschen Briefen erschütternde Sympathie sichert, ist die Tatsache, daß hier ein Kämpfer seine Kämpfe ausführt, schonungslos offen vor Freunden und Freundinnen, mutig gegen Gott und die Welt, demütig und in Selbstbescheidung (trotz allem Größenwahn!) gegen sich selber. Die Entwicklung Götts zu seinem geklärten Ich, die er in aufwärtsschwingenden Spiralen unentwegt bis zu seinem letzten Zusammenbruch erhoffte, kennzeichnet sich in seinen Briefen inhaltlich, und somit zwangsläufig auch stilistisch, als eine, man möchte sagen, Auswidelung seines Wesens, als der ewige Versuch aus Verpuppungen zu Entfaltungen, aus Häutungen zu einem neuen Dasein zu gelangen. Daher diese ineinander geschachtelten Perioden, diese immer wieder verbesserten oder umgestoßenen, anders geklärten und schattierten Behauptungen, Feststellungen, Versprechungen vor sich selbst und den anderen.

Eines der seltsamsten Beispiele dieser Art ist der nachfolgende Brief, den ich heute — ohne jede nähere Bezugnahme auf die dabei in Betracht kommenden Persönlichkeiten — eben nur als eine typische Kennerung Göttscher Selbsterkenntnis zum erstenmal mitteile. Er wurde mir, als ältestem Freunde Götts, vom Empfänger freundschaftlich zur biographischen Verwertung überlassen. Zu seinem Verständnis ist nur Weniges voranzuschicken. Emil Götts, der zeitlebens innigste Freundschaft mit Männern und Frauen erfahren durfte, hat gleichwohl nie das besondere „Herbdämmerglück“ einer dauernden Verbindung erreicht. Wer z. B. sein eigenartiges dramatisches Fragment „Fortunatas Biß“ kennt und mit seinen sonstigen Gedankengängen vertraut ist, der weiß, warum jeder derartige Versuch zur bürgerlichen Befriedung seines einsamen Heims scheitern mußte: die Anforderungen, die er an sich und an die Lebenspartnerin stellte, waren zu hoch, um erfüllbar zu sein.

In einem dieser mißglückten Versuche erinnert nun das nachstehende Schreiben: es ist an den Vater eines Mädchens gerichtet, mit welchem Götts seinen Lebensweg gemeinsam zu gehen hoffte, bis dann schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit sich die Erkenntnis ergab, daß es nicht anginge, ein Frauenleben in die Strudel der Göttschen Daseinswirren mit hineinzuziehen. Man ahnt rückwärts aus diesen Zeilen, in wie vornehmer Weise von allen Beteiligten hier der Irrtum des aufwallenden Gefühls zugegeben

wurde. Aber besonders leuchtet aus dem Brief Götzs Ehrfurcht vor dem Leben der anderen, dieses tiefste und schwerste Gebot wirklicher Ethik. Gerade weil Lösungen von Freundschafts- oder Liebesbanden sonst häufig genua mit Bitternis und Kränkung verknüpft sind, wird ein solcher Brief an einen Vater, der nicht Vater werden sollte, zu einem menschlichen Dokument erlebener Art. Und dies möge heute auch seine Veröffentlichung rechtfertigen, nachdem bald ein Vierteljahrhundert seit seiner Niederschrift verfloßen ist. Er lautet:

21. IV. 05.

Berehrter Mann, den ich schon Vater nannte — ich habe heute schon so viel geschrieben, daß mein Kopf mit Ohnmacht wider einen neuen Brief droht, und doch möchte ich heute noch, wenn auch nur mit wenig Worten meine Freude über S. . . s (Name des Mädchens) Brief mit Ihren teuren Glossen vor Ihnen niederlegen. Ihre — — Weider! — seine Güte gibt mir einen Teil der preisgegebenen Unbefangenheit, ich möchte sagen Unschuld zurück, und schnellst mich um ein paar Grade dahin vorwärts, wohin Sie mich — Weidel! — haben wollen: zur Gesundheit, auf die zu ich mich übrigens mit dem steigenden Jahre zwar langsam, doch mit überrauschender und beglückender Sicherheit schon rüstig bewegt habe. Das ganze Leben, das mir so zurückkehrt, erscheint zunächst fast als ein Kunstprodukt, des Willens und der mühsam und gefährlich gewonnenen Einsicht einiaer letzter Entwicklungsstadien, von denen besonders das letzte reich an erschütternden Stößen und Stürzen war; ein Kunstprodukt, doch unterstützt von einer nicht gering einzuschätzenden guten Natur. Gewiß, lieber Vater: wenn ich keine Dummheiten machte, wäre ich ein ganz vernünftiger Bursche, Ihre S. . . waot es zu bezeugen. Aber ich habe mich elend vom schwach gehandhabten Steuer hin und her tragen lassen, bis mir jetzt ungefähr unentzerrbar klar geworden ist, worauf es bei mir ankommt.

Aber dies auch meinen Freunden zu zeigen — worauf ein gutes Stück des hinter mir schlingenden Weges aufgehellt werden wird, brauche ich noch etwa ein Jahr Zeit, da auch im Anfang

meiner die Tat stehen wird. Durch diesen langen Winter, in dem ich langsam aber stetig aller Dämonen der Schwäche Herr ward, oder doch den Grundstein zum Über sie Herrwerden legte, habe ich mich jetzt erst zusammengenommen, zusammenbekommen, stehe also erst auf ± 0 , vielleicht schon $+0$, wenn der Schein nicht trügt, und fange so, nach Ueberwindung der Negation, jetzt mit den feinsten Bruchteilen an, die erste $+1$ zu bauen. Die Geduld dafür erbitte ich mir. Ihre stählernen Worte sind mir ein scharfer Sporn auf den schon eingeschlagenen Weg. Ja, ich habe entsetzlich an der Verleugnung meiner Position gelitten, und um meinen Anteil am Leben so mit mir selbst gerauft, daß er unterdessen verderben mußte. Aber wenn es nun doch noch in meiner Struktur begründet sein sollte, daß ich am Nachmittag meines Lebens zu einer neuen, oder besser zu einer wirklichen Gesundheit gelange, so wollen wir zusehen, ob das Leben mir nicht auch noch einmal, oder nun erst recht deckt.

Aber erst kommt jetzt die Arbeit. Nicht mehr hungern und lauern — —: auf allen Zufall verzichten und das Bestimmte tun, nicht wahr?

Doch gute Nacht nun! Ich will den Brief noch mit anderen zur Bahn bringen. Den S. . . s beantworte ich in einigen Tagen besonders, doch in Ihre Hände, lieber Vater; da dürfen wir uns treffen. Nur Eines möge sie heute schon wissen, weil es sie beunruhigt: wenn ich von niederzuschlagenden Augen redete, so war es vor Scham, daß ich ein großes Frauengefühl erregt und es so schwächlich bedient habe. Aber ich bin edelgebildet genua, es zu wissen, ich mußte es mir erst in Schmerz und Schmach, und nicht nur eigener, sondern ich darf sagen von vier Menschen (mit mir) erwerben, daß ich nicht hinübersehen durfte und einem anderen Leben bestimmt war. Dies für heute.

In Dankbarkeit und Ehrfurcht Ihr Götz.

Emil Götz spricht hier von der am „Nachmittag seines Lebens“ erhofften „neuen Gesundheit“: er ahnte nicht, wie nahe ihm der Abend war.

Karl Preisendanz / Das Reichenauer Lektionar

Die Reichenau und Wolfenbüttel — zwei Orte, die durch keinerlei inneren Beziehungen verbunden scheinen. Es ist auch nur ein Zufall, daß eine der schönsten Prachthandschriften, die Reichenauer Schreib- und Malkünster geschaffen haben, in die herzogliche Bibliothek Wolfenbüttel verlagert wurde. Herzog August der Jüngere hatte nicht vermuten können, daß er einmal zur Regierung käme, und so widmete er sich nach arbeitsreichen Universitätsstudien seinen wissenschaftlichen Liebhabereien in seinem Haus Hübner a. d. Elbe, bis er dann doch durch Erbchaft das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel anzutreten hatte. Bei seinem Umzug nach Braunschweig (1635) und Wolfenbüttel (1644) führte er seine Kunst- und Buchschätze mit sich, unter ihnen wohl auch schon ein herrliches, bildgeschmücktes Lektionar. Woher und wann er diesen Schatz erworben hat, steht nicht fest. Er selbst wußte auch kaum, wo die alte Arbeit entbunden war. Es hat sehr lange gedauert, bis man zur Erkenntnis ihres Ursprungs gelangte. Ganz unberechtigt galt Hildesheim, Niedersachsen, als Entstehungsheimat des Buches, während es vielleicht nur einmal einen Marienaltar dort zierte. Aber alle Anzeichen innerhalb der Maltechnik der Initialen und Miniaturen des Werkes sprechen dafür, daß das Lektionar mit seinem kostbaren Elfenbeindeckel, mit seinen 109 Sonn- und Feiertagsorten aus dem Neuen Testament, mit seinen farbenreudigen Illustrationen, aus der Schreib- und Malerschule des Reichenauer Inspektors Ende des 10. Jahrhunderts hervorgegangen ist. So gehört die Darstellung des Feinstinbes im Tempel zum typischen Bildankus dieser Schule; sie kehrt in verschiedenen Bilderhandschriften der Reichenau wieder, sie findet sich auch noch in den Wandbildern zu St. Geora in Oberzell. Und eine Skizze dieses Bildes liegt heute in der Landschrift, die nach Aufhebung des Klosters im Kirchenbuch von Mittelsell zurückblieb, einem Evangelistar des 11. Jahrhunderts. Es ist ein loses Blatt, unvollendet, verwahrlost, von väterlicher Hand verschmiert. Aber es gehört gar nicht in die Handschrift, in der es nur zufällig liegt. Vielmehr hat es dem Künstler des Wolfenbütteler Lektionars als Vorlage und Größenprobe für seine Darstellung der Szene gedient — die Zeichnung ist nur roh und oberflächlich skizziert und enthält lediglich Anhaltspunkte für die auszuführende Komposition. Die Bildschmuckformen des Künstlers, der uns nach Namen und Person unbekannt bleibt, zählen zu jener Gattung, die dem Laienbetrachter durch ihre Unwahrscheinlichkeit den Verhältnissen der Wirklichkeit gegenüber gleich ins Auge fällt. Damals, kurz vor Anbruch des Jahres Tausend saaten der Kunstwelt, Künstlern und wohl auch Beschauern von Geschmack die „dreidimensionalen“ Darstellungen nicht zu; sie waren alle aufs Ueber-sinnliche, auf die vierte Dimension, eingestellt; schwebten sie doch in bestimmter und dauernder Erwartung des Tausendjährigen

Reiches Christi, des Jüngsten Gerichtes, der Wiederkehr des Herrn. In solcher christlichen Stimmung lag dem Künstler der Ausdruck des Ertastlichen, Ungewöhnlichen, Unnatürlichen näher als die nüchterne Wiedergabe des Normalen, Wirklichen: sie drohte ihm die Wäbaligkeit, gesteigerte Geistigkeit bildlich mitzuteilen, die unsinnliche Welt zu verdeutlichen, die Körperlichkeit auszuschalten, nur zu erschweren. An der sachlichen Nichtigkeit in der Wiedergabe eines Vorbildes lag dem Maler in so gespannter Einstellung den letzten Dingen gegenüber nicht mehr viel. Freilich, die Mittel, mit denen er seine Absicht zu erreichen sucht, sind noch einfach, mitunter etwas gewaltsam, und wir müssen uns erst allmählich an sie gewöhnen. Oft kostet es Mühe, seine Technik zu verstehen und in unsere Sprache zu übersetzen. Verzerrte Augensterne, steife Hälse, anatomisch unbillige Gliedmaßen, Verbillung von Gegenständen, all das ist nicht als Beweis technischer Unfähigkeit aufzufassen, sondern als Versuch, sich selbst und den Beschauer des Bildes in eine andere als irdische, in vergeistigte und übersinnliche Welt zu erheben. Dafür gibt die soeben. Bamberger Apokalypse, sie ein erstklassiges Reichenauer Kunstwerk, den schönsten, unmitelbarsten Beleg. Auch das Wolfenbütteler Lektionar gehört noch in die alte Periode der ekstatisch verzückten Manier, die besonders auch das Element des Rhythmus zum starken Helfer hat. Die Gefahr der Entartung lag ja hier wohl sehr nahe, und die Folgezeit der Entwicklung dieser Kunstform hat gezeigt, daß auch hier zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen nur eine minimale Grenze sich befindet. Bei dem Wissen dieser Künstler, auf Körperlichkeit zu verzichten, mußte auch die sorgfältige Modellierung von Gestalten und Wesenhaftem zurücktreten. Das Zeichnerische, Lineare überwiegt, unterstützt von der Malerei, die gern in goldenen Hintergründen, in lachtem Seeagrün, lachtem Purpur und dunklem Violett sich betätigt. Die große Freude am Zeichnerischen und die Zeichnung mit freudigen Farben zu beleben, sie macht sich in der großen Zahl ganzheitlicher Initialen geltend, die das Verlöpnenbuch durchzieht, eine echt Reichenauer Liebhaberei.

In einer technisch hervorragenden Reproduktion hat der Verlag Hieremann in Leipzig das Reichenauer Lektionar von Wolfenbüttel musteraktuell herausgebracht; von Otto Vercké stammt die literarische und kunstbetrachtende Einführung in das Werk. Sechzehn zum Teil kolorierte Tafeln verhelfen zu einem unmittelbaren Eindruck von der Gesamtwirkung des Originals, das in Wolfenbüttel einiormaker abseits vom großen Weg liegt und nicht so leicht dem Liebhaber Reichenauer Kunst zugänglich ist. Die Badische Landesbibliothek in Karlsruhe besitzt als Hüterin und Betreuerin so vieler Reichenauer Buchschätze das wertvolle Tafelwerk; hier liegt es dem Freund alter Miniaturkunst zum eingehenden Studium und zur genießenden Einsicht offen.

Friedrich Singer / Der Fußballplatz

Eine Dorfgeschichte

Der sportliebende Städter, der in gewohnter Weise seine Kenneraugen über die Beilage des Montagsblattes schweifen läßt und dort neben dem fettgedruckten „erbitterten Ringen der Meißerklasse“ auch den am gestrigen Sonntage stattgehabten Kampf der ersten (und einzigen) Elf von Hintermündingen gegen die von Oberfälsersbach verzeichnet findet, wlegt sich in der angenehmen Täuschung, der Sport sei längst bis ins entlegenste Nest vorgebrungen, und nichts vermöge seinen Siegeszug zu hemmen. In dieser Meinung wird er bestärkt, wenn er auf einer gelegentlichen Reise an der und jener unbekannteren Station seitab in den Wiesen einen bescheidenen Platz mit den zwei drahtumwitterten Toren austauschen sieht. Aber falsch geraten, lieber Sportfreund aus der Stadt! Vom Zuge aus blickt sich die Landschaft auch heute noch wesentlich anders an als vom unbedeutenden Nebenweg der Landstraße, und gar manche Gemeinde liegt abseits, die bis heute noch keinen solchen Platz mit den Toren aufweisen kann, ja, deren Bewohner noch nicht einmal eine blasse Ahnung haben von der umwälzenden Bedeutung dieser Dinge wie Sport und Fußball: Und doch ist es gerade doppelt interessant, vom Dorfe aus zu beobachten, wie sich alter und neuer Geist hier auseinander setzen; denn die Entscheidungen über Zeitströmungen fallen auf dem Lande, im Leben eines noch in seiner Eigenart verwurzelten Volkes, viel grundsätzlicher als im Dasein des vielfach oberflächlich dahinlebenden Stadtpublikums. Auf dem Lande merkt man viel deutlicher, daß das Ringen um große, wenn auch oft nur vermeintlich bedrohte Güter geht, und um so besser versteht man Gemüthsmanier und die Erbitterung, mit der auf beiden Seiten der Streit geführt wird.

Zyriak Winterhalter saß auf der Gartenbank und schmauchte sein Pfeifchen; es schmeckte ihm allerdings nicht so recht, seitdem er es nimmer in voller Stille genießen konnte. Dieses verfluchte Gesärum ließ ihn, den immer noch rüstloschaffigen Sechziger, zu keinem besinnlichen Gedanken kommen! Nicht einmal die Ansel hörte man flöten an diesem klarweichen Frühlingabend, obgleich sie doch groß und zahl auf dem Dolder des Apfelbaumes saß, der sich von der anstößenden Gemeindegasse über die Kreisstraße bog. Kein Wunder! Auf eben dieser Wiese tummelte nun allabendlich junges Volk, Burschen von 16 bis 20 Jahren — oder waren noch ältere Gesele dabei? — und vollführten ein so unverkennbares Gespiel, daß einem im Bauernhof daneben wirklich die Ohren gellen mußten. Und das merkwürdige, was Zyriak bisher gesehen: sie hatten einen ledernen Beutel mit Luft gefüllt, den stießen sie fortwährend hin und her durchs Gras, gaben ihm wüste Tritte und lachten wie verrückt, wenn er mal zehn Ellen hoch sprang! Solche Kindsbüßel dachte der weikhaarige Zyriak, wenn's noch wenigstens Schulbuben wären! Wir haben als auch gespielt und getollt — aber so etwas haben wir nicht gekannt! Ueberhaupt: dieses halbwüchsige Burschenzeug ohne Sack und Kraft, Fabrikpöfchen, das nach Feierabend nutzlos im Dorfe umherlunget und Sonntags sein Geld veranlagungslos hinausschmikt! O gute alte Zeit! Früchte der Bauer, Christine, liebe Frau, wie mag dir so wohl sein, daß du dieses dumme Neue all' nimmer mitansehen mußt! Es wäre nichts für dich — und mich bringt der Neger schier um!

Räudend fuhr etwas Braunes durch die Luft und prallte scharf an die Saalatte hinter Zyriaks Bank. Das fehlte noch, daß man nicht einmal mehr seine leibliche Ruhe hatte! Bornig wollte der Bauer nach dem merkwürdigen runden Ding greifen, aber Brigitte, seine jüngste Tochter, hatte den Ball bereits erwischt und warf ihn mit einem Scherzwort über den Haug zurück, gerade dem Burschen Alex in die Hände, der grinsend abzog. „Dumme Gans!“ fuhr der Vater sie unwirsch an, „mußt du den Lausbuben noch helfen zu ihrem sauberen Vergnügen? Was tust du überhaupt noch da draußen? Junge Ware gehört ins Bett fecht!“ Die 18jährige hübsche Person bekam einen roten Kopf und wollte schon eine freizügige Antwort geben; doch ihre ältere Schwester Sophie blinnte sie ernst an. Beide sagten traurig: „Gutnacht, Vater!“ und traten ins Haus.

Bitter bohrte der einsame Alte in seinem Anmut weiter. Wie hatte der Heimatsort sich doch verändert in einem Menschenalter! Er verdiente ja bald den Namen eines Bauerndorfes nimmer! Ging nicht aus jedem zweiten Haus jemand in die Fabriken im Städtchen drunten? Und da hatten die Burschen auch das neu-modische Zeug mit herauf gebracht, Sport nannten sie's, und Zyriak konnte nicht begreifen, daß die Fabrikler, wenn sie ihre acht Stunden an der Maschine gestanden hatten, nicht müder waren oder etwas Geschickteres zu treiben wußten. Der knorrige Bauer ahnte freilich nicht, wie unrecht er diesen Leuten tat, die doch gerade, um nicht selbst zu Maschinen zu werden, aus dem steifen Zwang stählerner Fron sich nach kindlicher Freiheit des Spieles sehnten! Außerdem gehörte der größte Teil von ihnen bereits wirklich zur neuen Arbeitergeneration, die — obwohl noch im Dorfe wohnend — doch schon von der Scholle entwurzelt waren, ohne Recht auf nur eine Handbreit des von den Dorfbauern bearbeiteten Erdreichs. Was also hatten diese Menschen ein großes Interesse, den richtigen Bauern in den schweren Zeiten der Heuet und Ernte nach Feierabend hilfreiche Hand zu leisten? Und so hatten sich denn letzten Herbst ein paar beherrzte Burschen zusammengetrotzt und auf's Rathaus begeben: Vom Gemeinderat hatten

sie einen Platz gefordert — andere Gemeinden hätten längst auch Spielplätze — und als ihr Wunsch glatter Verständnislosigkeit begegnet war, hatten sie kurzerhand die Gemeindegasse besetzt — und wer wollte sie vertreiben? Die Wiese, mitten im Ort gelegen, hatte dann und wann schon als Festplatz gedient, und ihr Gras war nicht gerade das üppigste. Den Ortsdiener, den alten Kaveri, vom Gemeindeoberhaupt mit öffentlicher Warnung hergesandt, hatten sie mit Hohn und Spott übergossen, und seither trampelten sie auf der Matte herum, daß das Gras gar ausblieb, rissen an den Obstbäumen Äste ab, zielten mit dem Ball zwischen zwei Stangen durch und nannten das mit einem dummen neumodischen Wort: Kicken!

Aber noch ein anderer außer Zyriak fand an dem tollen Treiben auf dem Dorfsanger keinen Gefallen: Das war Herr Markert, der einzige Lehrer des Ortes. Nur war dieser von einer ganz anderen Seite her zur Mißbilligung gekommen. Nicht daß er sich allzu sehr geärgert hätte, wenn der allabendliche Lärm gar zu wild in seine stille Studierstube im nahegelegenen Schulhause drang. Nun ja, dachte er, man mag es ihnen gönnen, sie sind in den Flegeljahren, und da muß man sich austoben. Darüber aber wunderte er sich, daß aus dem ganzen Brodem unvergorener Kräfte nicht endlich etwas Klareres, Zielfesteres herauswuchs. Mit bangem Ahnen hatte er immer darauf gewartet, ob denn nicht doch zuletzt aus dem blindwütigen, zwecklosen Umhertreiben ein sauberes Spiel mit dem wohlthätigen Zwange strenger Regeln würde. Aber nein, nichts dergleichen schien sich zu erfüllen, immer sah er nur dieselbe unsinnige Kikerei, die oft genug in eine wahre Valgerei aller gegen alle ausartete. Wie gern hätte er den Leuten selbst gezeigt, was eigentlich Fußball ist. Er erinnerte sich deutlich, wie er selbst vor mehr als zwanzig Jahren noch als Gymnasiast diese ganze Entwicklung von den rohesten Anfängen herauf, von den primitiven Stangen bis zum ersten richtigen Tor, mitgemacht hatte, und es war ihm deshalb schon in der Vortellung zuwider, diese Leute drunten die gleiche Stufenleiter hinaufzuziehen zu sollen. Außerdem: es hatte ihn ja noch niemand darum gebeten, aufdrängen wollte er sich nicht. Aber bei einem gelegentlichen Gange an der Wiese vorbei rief er einen der ordentlichsten Burschen herbei und fragte ihn: „Warum gründet ihr denn keinen Verein und geht auf einen richtigen Platz? Denn der da ist ja viel zu klein, diese Kauferei hat wirklich keinen Sinn!“ — „Wir kriegen ja keinen!“ war die Antwort. „Dann pachtet doch von einem Landwirt eine Wiese!“ — „Das ist es eben: die geben keine herauf!“ Dem Manne juckte es in allen Gliedern: gar zu gern wäre er die Böhmung hinaufgesprungen und hätte mal wieder einen richtigen Schuß getan, aber nein, man war ja „Respektsperson“ und als solche nur zu sehr in Gefahr, vor den eisten Spießbürgern kindisch lächerlich zu werden.

Während dieser Zeit waren die Burschen aber auch darauf gekommen, daß ihr Treiben dem andern Nachbarn, dem alten Zyriak, ein Dorn im Auge war. Und bald sollten sich die ersten Verwicklungen ergeben. Das kam so: Der Bauer war im Walde gewesen und hatte Reissigwellen geholt. Kurz vor seinem Hofe aber stürzte der allzu hochbeladene Wagen um, und die ganze Last lag weiterverstreut auf der Straße. Ein schadenfrohes Geschlechter wieherte über den Platz. Der Alte fluchte und sah nach Hilfe. „He, ihr Kerls, wenn ihr doch soviel überschüssige Kraft in den Knochen habt, kommt her und greift an, in fünf Minuten sind wir fertig!“

Da hatte er aber böß in ein Wespennest gestupft. „Schaff deinen Dreck selber, alter Brummler!“ schrie es wild durcheinander, „ihr Bauern freßt ja auch euren Sack selbst, so müßt ihr auch die Arbeit für euch behalten. Wir wissen's gut: du mißgönnt uns halt unser Vergnügen!“ Knurrend machte sich Zyriak daran, die Wellen allein wegzuräumen, aber die Menge der sportlustigen Zuschauer hatte sich vermehrt, und bald war das lauteste Wortgeschrei im Gange. Der alte Winterhalter polterte los mit seinem heftigen Unwillen gegen das laffenhafte Herumlungern, die Gegner aber blieben ihm auch nichts schuldig und nannten ihn in Um-drehung seines Namens einen zurückgebliebenen „Hinterwalder“. Er nun, erbost, daß die Rote auch gar keine Ehrfurcht vor dem Alter mehr zeigte, stieß bissig die Drohung aus, er werde sich schon noch als Platznachbar sein Recht verschaffen gegen die wüste Lärmerei und die ganze Gesellschaft von der Wiese herunterbringen!

So war denn der Kampf eröffnet, und da er bald im Dorfe um sich griff, bildeten sich zwei Parteien zu allgemeiner Fehde. Zyriak genoh bei den Bauern vom alten Schläge von jeder größtes Ansehen, und er benutzte seinen Einfluß, darauf hinzuwirken, daß wenigstens bis auf weiteres der Platz gesperrt würde. Als her hatte man aus dem Obsttränke stets einen schönen Versteigerungspreis in die Ortskasse gelöst. Zyriak brachte einige erfahrene Landwirte zusammen, die mit ihm die Wiese besichtigten und die heurige Obsternteausicht für null und nichtig erklärten — ganz zu schweigen von dem völligen Ausfall des Heuertrages. Auch der Dorfschulze stapfte konfischüttelnd über die mißhandelte Matte, und noch am selben Abend wurde der Gemeinderatsbeschuß gefaßt, das Verbot klar auszusprechen. Der alte Kaveri nagelte eine frischgestrichene Tafel an den ersten Baum und zog eine Rolle Stachelndraht um die Wiese. Doch wirkte die Androhung

von 5 Mark Strafe nicht allzu lange. Denn inzwischen wurde hitzig in sämtlichen Wirtschaften für und wider die Affäre debattiert. Selbst einige der zäh am Athergebrachten hängenden Gegner gaben zu, daß man auf der einen Seite in die Welt hinauspredige, Sport sei das einzige Mittel gegen die Zermürbung der Körper in den Fabriken, auf der andern Seite sich aber sträube, irgend etwas Förderndes in dieser Richtung geschehen zu lassen. Die Gemüter ereiferten sich immer mehr, und so wagten es schließlich ein paar Borwibige im Vertrauen auf ihren Rückhalt, eines Abends die Stachelbarriere zu übersteigen, und schon war wieder die schönste Kickerrei im Gange. Stramm stand der alte Kaverl vor dem Ortsgewaltigen still und meldete den Vorfall. Der aber hatte bereits gemerkt, wohin der Wind blies, auch war ihm zu Ohren gekommen, daß einige ältere Arbeiter heimlich eine Eingabe an den Landrat verfaßt hätten, und so riet er denn, vorläufig abzuwarten und ein Auge zuzudrücken. Nicht so Zyrjak, der Handleidtragende. Zufällig nämlich kaufte am ersten Abend ein Ball so unglücklich ans Fensterbrett, daß sein schönster Geraniestock, das liebste Andenken an Christine, zerschmettert herabfiel. Diesmal war die Schadenfreude an dem Alten. Er packte den lebernen Messetäter, zog sein Taschenmesser heraus und zerschchnitt ihn kreuz und quer. So warf er den lämmelichen Ball zurück. Murrend schob die Dorbe ab; grün und blau aber ärgerte sich Zyrjak, als die Kerls am nächsten Abend mit einem nagelneuen Ball wieder antraten. Sie gaben jetzt besser acht, dafür lärmten sie um so übermütiger. Eine wahre Teufelswut packte den alten Winterhalter: kaum war es finster, so holte er die Blechschafte und ging an die Fauchearube; den ganzen Platz begoß er mit der überriechenden eßten Brühe, die auf dem festgetretenen Boden natürlich nicht einsickerle. „So, ihr Bübchen, jetzt wird's euch für ein paar Tage vergehen, und dann — kann ich ja wieder dafür sorgen!“

Wirklich standen die Burschen des andern Abends mit verdutzten Mienen vor dem Stacheldraht; es lohnte nicht, ihn zu übersteigen und in dem Unflat sein Schuhwerk zu besudeln. Man witterte sofort den Urheber dieses Racheaktes, denn nicht umsonst stand Zyrjak mit heiter lächelnder Unschuldsmiene an seinem Zaun und blies die blauesten Wölfe zum Himmel. Schimpfende Gruppen steckten die Köpfe zusammen, und plötzlich warf sich einer zum Wortführer auf: Ein ironischer Zufall wollte es nämlich, daß einer der kräftigen Hülfskräfte ein entfernter Verwandter war; Alex, mit dessen Eltern der Bauer immer ein sippenbewusstes Freundschaftsverhältnis gepflegt hatte, rief den Lauerer am Tage laut an: „Vetter Zyrj, du hast kein Recht, uns den Platz so zu verschweinegeln!“ — „Ich ... den Platz?“ heuchelte dieser erstaunt. „Ja, wir wissen genau, daß du es warst, doch es soll dich noch gereuen!“ Diese Drohung trieb dem Alten das Blut in die Schläfen. „Was?“ brauste er auf, „du kleiner Landshub willst mir Angst machen, wo ich dreimal so alt bin wie du!“ Schon hatte er einen auf der Bank liegenden Geißelstock ergriffen und machte Miene, auf den Deher loszugehen. Dieser aber, ein äckerst klugfüßiger Windhund, warf sich in Startpostur und fing an, den Alten so bäuerlich derb zu hänseln, was um so schlimmer wirkte, als der kleine Giftnidel ihn immer wieder einlud, doch wenigstens probeweise die Verfolgung aufzunehmen. Die Szene erweiterte sich sofort zum Dorftribunal, immer mehr Gaffer und Parteigänger sammelten sich an, Zyrjak aber ließ weithin die zornige Bemerkung schallen, soweit komme man, wenn die jungen Laufbengel's nimmer zum Militär müßten: früher sei halt noch Zucht und Ordnung in den Jungmännern gesteckt, und wer nicht variert habe, den hätten sie in der Kaserne rasch genug zurecht geschliffen. Der Alte vergaß freilich den Grund anzugeben, warum alles so ganz anders geworden war: den verlorenen Krieg mit seiner furchtbaren Umwälzung auf allen Gebieten. Den gedienten Soldaten unter seinen Zuhörern indes leuchteten seine Argumente ein, und beifälliges Murren ging bereits durch die Reihen, als wieder eben von der andern Seite frivole Hekreden gegen den alten „Zürnjad“ geschleudert wurden, ja, schließlich waare es einer, in Anspielung darauf, daß das Dorfgerede den Alex als Viehhaber der Brigitte bezeichnete, an Winterhalter die Frage zu stellen, ob seine andere Tochter Sophie auch noch für einen der Kicker „zu haben“ sei! Da aber kam die Katastrophe: Mit einem wüsten Fluch brach der Alte, dessen Hünenkraft immer noch allgemehnen Respekt genoß, mitten unter die entsezt auseinanderstrebende Schar. Der Vetternsohn hatte in lakonischer Gewandtheit sich rechtzeitig aus dem Staube gemacht, dafür erwischte der

rasende Bauer drei, vier der nächst Besten und bleute sie so schauderhaft durch, daß im Dul die Strafe ausgestorben dalag. Nur ein paar alte Weiber standen später noch dort und selerten in breitetem Gewäsche des „Vetterzürj's“ wohlverdienten Sieg.

Nun aber spitzten sich die Ereignisse rasch zu: Die blau Geschlagenen zeigten den Täter beim Dorfrichter an. In derselben Nacht wurden dem Zyrjak aus seinem Holzschopf drei Säcke schönsten weisses Sägemehl gestohlen und damit der geschändete Platz besreut. Am folgenden Tage war alle Schmutzerei weggeflogen, und ausgelassener denn je tobte der Schwarm über die Wiese dahin. Winterhalter schäumte. Er war gerne bereit, für seine Mißhandlungen eine höhere Buße als geordert zu bezahlen; dafür strebte er nun mit aller Energie nach seinem Ziel: Gärten sollten aus der Gemeinbewiese gemacht werden. Vier Lose wurden abgesteckt; drei wurden sofort versteigert — das vierte, am ärgsten zertrampelte, mochte niemand. Tags darauf hatte er sich dem Entschluß durchgerungen, selber den abseuerlichen Fleck Erde zu pachten. Es machte ihm ja greuliche Mühe, den „Schindanger“ umzugraben, aber schlimmer noch als die Schweißtropfen beizten ihn die Spottreden der vorbeiziehenden Fabrikarbeiter des Morgens und Abends. Mit rotem Kopf stand die erst recht bewittelte Brigitte neben dem Vater und warf auf dessen herrisches Kommando die Wadensteine beiseite, die doch jeden Morgen wieder — von böser Hand hineingeschmissen — im Gartenrund lagen. Früchte seiner Fronarbeit sollte Zyrjak überhaupt keine ernten: die Erbsen, Bohnen und Salate waren jedesmal kurz vor dem Einheimen arglistig herabgerissen und schändlich zertrampelt.

Den Alten hatte dieser fortgesetzte Neger elend mitgenommen; seine Töchter hatten unter seinen üblen Launen schwer zu leiden. Während aber die stille Sophie den Vater zu beschwichtigen suchte, fing Brigitte an, sich immer unangenehmer gegen seinen stierartigen Eigensinn aufzulehnen, der den Lauf der Zeit gewaltig aufzuhalten versuchte und sich immer schroffer zum Weltverbesserer aufschwang. So kühlte sich der Brautkopf mißtrauisch hintergangen, und er steigerte sich in eine solche Nervosität hinein, daß er nachts häufig aus dem Schlaf auffuhr und nach seinem bereitgestellten Flobert griff; denn das hatte er ingrinnig geschworen, in Dinkfurt jeden nächtlichen Störenfried eine Ladung Schrot auf den Hintern zu brennen. Wirklich erwachte Zyrjak eines Nachts an einem verdächtigen Geräusch; sofort schlich er zur Haustüre hinaus ... Nichts! Er strich vorsichtig ums Haus: Nichts! Da stand jemand an der Hinterwand. „Wer da?“ brüllte Zyrjak in gewohntem Soldatenschnel. Die unheimliche Gestalt zuckte zusammen, keine Antwort erfolgte ... In finsterner Nacht ging Zyrjak auf sie los: „Ala, haben wir dich endlich, du elender Tropf!“ Er faßte zu, merkte auch sogleich, daß der Geschüttelte kein anderer sei als — Alex! Doch plötzlich erfolgte ein Knall und fast im gleichen Augenblick ein durchdringender Schrei aus Weibermund. Die Kante, in der Elte gegen die Wand gestellt, hatte sich gelöst und die Ladung war in Brigittens Gesicht gedrungen; denn sie war's, die aus dem Kammerfenster lehrend ihrem Schab ein Stellbicheln gewährte.

Das gab einen schönen Tumult: blutig und totblau lag die Tochter da, Alex, Sophie, der Arzt und die Nachbarsteute drum herum. Der Alte jammerte und schwur, dem Kinde jeden Wunsch zu erfüllen, wenn sie nur wieder gut werde und ihr Augenlicht behalten dürfe.

Gottlob! Es geht nicht immer alles tragisch aus, was mit Haß begonnen! Die Schrotkugeln waren in lauter Fleischstelle gedrungen und wurden von geschickter Hand entfernt. Unter Weinen und Lachen erbat sich das Mädel vom Vater die Erlaubnis, von nun an öffentlich mit ihrem Schab gehen zu dürfen. Der Alte aber ging in Erkenntnis seines starrköpfigen Irrtums noch weiter und überließ freiwillig und als feierliche Versöhnungsgabe den Kicker eine eigene Matte gegen billigste Pacht. Nun, wo die Sportlunger endlich vor dem Dorfe draußen einen richtigen großen Platz besaßen, hatte auch die wüste Kickerrei ein Ende. Alex selbst ging zum Lehrer, der sich nicht lange betteln ließ und den Trainer machte. Das Geschmeiß blieb weg, und bald zeigte Zucht und Ordnung das wahre Ziel des neuen Menschentyps.

So und nicht anders hat der Sport in Hinterwaldheim Eingang gefunden, und niemand sieht es heute den strammen Spielern an, durch welche merkwürdigen Geburtswehen und kindisch-käppische Versuche sie hindurchgehen mußten, bis der „alten Zeit“ der schuldige Tribut entrichtet war.

Anna Seibert / Zum 24. Februar

Sie können nur den Leib verderben!

Sie können wohl den Leib verderben,
die Seele nicht!
Uns allen ist geseht zu sterben —
dann das Gericht!
Die hier schon seine Mannen waren,
in ihrer Zeit,
die hat in seines Vaters Scharen
Er eingereiht!

Und denen, die zu leicht erfunden
an ew'gem Gut,
gibt Er aus ihren Opferwunden
ein Tröpflein Blut.

Das läßt die Schale abwärts gleiten,
daß gleich auf gleich. — —
Nun dürfen dort sie sich erstreiten
ihr himmlisch Reich!

Sie kämpfen jetzt um ihre Kronen
im Geisterkrieg.
Es wird auch ihnen nach Neonen
der große Sieg!

Schriftleiter: Karl Joho. Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“.